

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

277 (26.11.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 95

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 95. Karlsruhe, Freitag den 26. November 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 95:

Hedins Werk. — Erster Winterglanz. — Die spanische Inquisition und Francesco Ferrer. — Aus den Witzblättern. — Literatur.

Hedins Werk.

(Aus dem Vortrage des Forschungsreisenden, gehalten am 23. November 1909 in Karlsruhe.)

Im Frühjahr des Jahres 1905 reiste Hedin von Stockholm über Persien nach jenem Teil von Tibet ab, der im Norden des oberen Brahmaputra sich ausdehnt und bisher weder von englischen Reisenden und Missionaren, noch von eingeborenen Forschern, den Hunditen, durchquert worden war. Die Reise ging von Simla aus, wo ihm die Nachricht wurde, daß England die Fortsetzung der Reise verbieten würde, trotzdem weiter. Eben Hedin, der weder das rauhe Klima, noch die dünne Luft auf Tibets eisigen Höhen, noch das wilde Volk scheute, ließ seine Pläne nicht an diplomatischen Verhandlungen scheitern. Er gab vor, nach Ost-Turkestan zu reisen und brach im August 1906 von Shigatse auf, nachdem es ihm gelungen war, eine Karawane von 130 Mauleseln und 26 Mann unter der musterhaften Führung Muhammad Isak zusammen zu bringen. Die Reise führte also von der nördlichsten Ecke Tibets aus diagonal mitten durch den westlichen Teil, über schroffe Höhen und unfruchtbares Bergland bis zum Tal der Brahmaputra, über die höchsten Gebirgsketten der ganzen Erdoberfläche. Von einer Vergkuppe, nahe beim Mount Everest, die Hedin das „Dach der Welt“ nennt, ziehen mächtige Bergzüge nach Osten. Diese Bergzüge bilden zusammen mit den im Osten immer breiter werdenden Bergtälern das gewaltigste Faltenland der Erde. Hier kämpfte sich die Karawane in einer Höhe von mehr als 5000 Metern durch Eismeere und Steinwüsten unter unsäglichen Strapazen durch. Während die einheimischen Tiere, Antilopen, Wölfe, Haren usw. durch Generationen hindurch die geschützten Bergabden kennen, an welchen spärliches Futter gedeiht, war es für die Karawane reiner Zufall, wenn sie zu einem solchen Plaze kam. Nur sechs Tiere überstanden diese Fahrt. Diese erste Durchquerung führte die Reisenden nach dem Mangorobasee in Westtibet. Von den ersten Nomaden, die ihnen im Tale begegneten, kaufte Hedin zahme Oshen, die als Lastträger dienen sollten. Aber zur Erreichung des eigentlichen Zieles war durch die Strapazen dieser mühseligen Wanderung noch recht wenig getan. Die weitere nördlich vom Brahmaputra liegende Strecke zu durchstreifen, war die Hauptaufgabe des Forschers. Die Sehnsucht, dem Herzen Asiens näher zu kommen, haben in den letzten Jahren die Forscher Schlagintweit, Brunhuber und Schmitz mit dem Leben bezahlt. Englische und eingeborene Forscher haben zu allen Zeiten vergebliche Versuche gemacht, vorzudringen.

Die wichtigsten geographischen Entdeckungen machte eben Hedin auf der Strecke vom Nantsetso nach Shigatse, auf der absolut unbekanntem Bergkette, die er beim Pässe Selala überschritt. Hier erwachte in ihm der Wunsch, die Fortsetzung der Reise nach Westen so viel als möglich zu unterbrechen. Er entdeckte den nördlichsten Nebenfluß des Brahmaputra und fand in den lebhaft bevölkerten Tälern des südlichen Bergsystems ein ganzes Dorf von Klöstern, Tempeln und Gebetsfälen. Dort machte er zum erstenmal die Bekanntschaft der Lamas und sah die merkwürdigen Grotten, in welche diese Lamas freiwillig sich einmauern lassen. Durch eine kleine Lücke am Boden wird ihnen täglich die Nahrung, bestehend aus Reis, Butter und Mehl, hineingeschoben. Ist diese Nahrung sechs Tage hintereinander unberührt geblieben, dann wird die Grotte geöffnet und der franke oder tote Lama fortgeschafft. Der Tote

wird verbrannt und seine Asche mit Weism vermischet in großen Urnen, die wie riesige Turmfiguren eines Schachspiels aussehen, feierlich beigelegt. Salten die Lamas den Aufenthalt in der Licht und Luft fast unzugänglichen Grotte 30, 40 Jahre und länger aus, so müssen sie erblinden und kommen als ganz verkrümpfte, mit fahler, pergamentartiger Haut bedeckte Mumien zum Vorschein. Es gibt verschiedene Stufen dieses religiösen Fanatismus, die Lamas bleiben beliebig lange Zeit in den Grotten. Auf dem Selala-Paß wurde es Hedin klar, daß dieser Höhenzug nicht als westliche Fortsetzung des gewaltigen Gebirgssystems am südlichen Ufer des Nantsetso gelten könne. Er fand, daß zwischen dem östlichen Shigatse und Garpoh im Westen ein breites hohes Bergmassiv sich nördlich vom Brahmaputra hinzieht. Die Ausläufer dieser Bergkette im Osten und Westen waren bekannt.

Den mittleren Teil, seine Dimensionen und Formati hat Hedin durch Vermessungen und sorgfältige Aufnahmen festgestellt. Unter diesen Höhen, die Hedin wiederholt überquerte, fand er Gipfel bis zu 7300 Meter Höhe, hatte die Karawane Temperaturen von 30 bis 40 Grad Kälte auszuhalten, und in der dünnen Luft unter Atembeschwerden viel zu leiden. „Auf der Karte macht sich das alles elegant und leicht“, meinte Hedin lächelnd, „die Wirklichkeit war weniger bequem“. Man freute sich mit den Reisenden, daß sie nach diesen Strapazen bei dem Papste Tashi Lama in Shigatse eine sechswochenlange Gastfreundschaft genossen. Die Schwierigkeiten bei der Wahl eines solchen Papstes sind groß. Nach etwa dreijähriger Untersuchung hat man endlich die Namen der begabtesten Knaben festgestellt, die im Lande in der gleichen Minute geboren wurden, als der alte Lama starb, und nach reichlicher Auswahl entscheidet unter den drei letzten Knaben das Los, das aus goldener Urne gezogen wird. Hedin kam gerade recht zum Neujahrsest, bei welchem Pilger aus der ganzen Welt hier zusammenkommen. Bunt und pittoresk bekleidete Pilger, Lamas in rot- und blauweißen, mit goldenen Drachen bestickten Gewändern mit Masken vor dem Gesicht und kostbaren Tempelgeräten in den Händen, führen wilde Tänze auf. Zimbal, Flöten und Trommeln vervollständigen den Lärm. Während dieses Aufenthalts durfte Hedin in Tashi-Lompo durch die schriftliche Vermittlung eines englischen Lords in den Klöstern und Tempeln photographieren und zeichnen nach Herzenslust und in den theologischen Vorlesungen psychologische und religiöse Studien treiben.

Aber bei aller Fremdschaft waren die Tibeter doch von dem Wunsche durchdrungen, den wissenschaftlichen Nördländer nach der indischen Grenze abzuschließen. Am 28. März 1907 setzte er seine Reise nach Nordwesten fort. Es ging über herrliche Schnee- und Gletscherfelder des Targogangri abwärts nach dem Mansurova-See. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er dort ein Lamadorf, dessen Bewohner sich in ihrem Glauben von demjenigen Tashi-Lompos dadurch unterschieden, daß sie ihre Gebetsmühlen in entgegengesetzter Richtung drehen. Das war für diese Lamas Grund genug, sich erbittert zu bekämpfen. Bei der dritten Ueberquerung Tibets, die immer noch zum ersten Teil seiner Reise gehörte, erlag der treue Karawanenführer Muhammad Ha, dessen vorzügliche Leitung die Reise bis dahin möglich gemacht hatte, dem eisigen Klima.

Der Paß Ko-re-la interessierte den Forscher besonders, weil er auf der großen Wasserscheide zwischen Brahmaputra und Ganges liegt. Von tibetanischer Seite aus merkt das Auge kaum eine Steigung, jenseits aber führt in steilen Serpentinien ein schmaler Pfad abwärts. In wenigen Stunden ist man von der ewigen Schneeregion aus in sommerlichen Gefilden angelangt. Von nur zwei Dornern begleitet, kehrt Hedin nochmals über den Ko-re-la-Paß nach dem Nordwesten zurück und entdeckt hier durch systematische, wissenschaftlich einwandfreie Messungen der

aber: sie gaben im ausgedehnten Wahnsinn dem Richter Grund zur Behauptung: der Angeklagte wäre vom Teufel befallen, — was ja auch zur Verurteilung genigte.

Hatte nun aber ein Angeklagter gestanden, so wurde er schuldig gesprochen; hatte er nur teilweise die ihm unterlegten „Sünden“ zugestanden, war er des „Verjährens“ schuldig und gleichfalls verloren; hatte er aber trotz aller Schinderei nicht „gestanden“, weil er eben nichts zu gestehen und von dem ihm zur Last geschobenen „Verbrechen“ keine Ahnung hatte, ein „Verbrechen“, das, wie wir später sehen werden, oft nur in der Gabelucht des Angebers ihren Grund hatte —, so gab es für ihn gar kein Erbarmen. Er war ein „Negativo“, ein Leugner, und „Verneinen heißt Verjähren“ sagt ausdrücklich das Gesetz. Forquemasdas, des Führers der Inquisition. Man sieht also: es führten alle Wege nach — dem Scheiterhaufen! War nun einmal einer der Gefangenen so oder so zum Feuertode verurteilt, so verkündete ein berittener Trompeter an allen Straßenecken der Stadt das in Aussicht stehende Schauspiel, das „Autodafé“.

Die „heilige“ Inquisition ließ auf dem Marktplatz den Holzstoß aufrichten und rings um den Platz erhöhte Sitzreihen bauen, damit das bevorzugte Publikum bis zum König bzw. der Königin hinauf dem „Schauspiel“ recht gemächlich zusehen konnte! — die heutigen spanischen Stierkämpfe sind ja nur ein Kinderspiel dagegen.

Im Leichenzug, wenn man so sagen will, ging der Verurteilte mit einer Fadel in der Hand und einem Strick um den Hals. Bekleidet war er mit einem Sack, auf dem Kopfe trug er eine papiernen Bischofsmütze. Nicht einmal mehr menschenähnlich war das Geschöpf, über und über mit papiernen Teufelsfiguren und -Fragen besät. Konnte der arme geschundene Mensch nicht mehr laufen, packte man ihn auf einen zweirädrigen Karren. Neben ihm gingen zwei vermummte Kuttenträger; hinter ihm folgte das „heilige“ Gericht in größtem Pompe.

Auf dem Plaze angekommen, übergab man den Unglücklichen dem weltlichen Gerichte, und ersuchte dabei um ein „mildes“ (!) Verfahren. Hatte die weltliche Macht aus den Mönchsfräulen einen Delinquenten übernommen, so warf ihm der Senker ein in Schwefel getauchtes Hemd über, band ihm die Arme auf dem Rücken zusammen und darauf ihn selbst an einen in der Mitte des Holzstoßes stehenden Pfahl. Darauf wurden dem armen Sünder mit einer brennenden Fadel Kopf- und Bartthaare verjagt, jedenfalls zum Vorgeschmack der nachfolgenden Pein. Hierauf wurde der Holzstoß angezündet und wenige Augenblicke später verbarb dichter Rauch gnädig den Todesstampf.

Und während der „Duff“ gebratenen Menschenfleisches zum Himmel aufstieg, saßen in schönem Kranz die Damen und Edelherren auf hohem Balkon, spielten mit Schleiter und Fächer, winkten und nickten den Freunden und Liebhabern zu und schlürften Lorbeer dazu. Wirklich, eine nette „Gesellschaft“.

Aber hiermit noch lange nicht genug! Die Angehörigen des Verurteilten wurden aus ihrem Eigentum vertrieben, der königliche Fiskus konfiszierte das ganze Vermögen — und die gewiß unschuldigen Nachkommen dieses Unglücklichen wurden bis ins dritte Glied für bürgerlich ehrlos erklärt. Es ist dies die allerunsittlichste und gehässigste Seite der Inquisition, da sie auch als Finanzquelle — durch die ermöglichte Konfiskation — ausgebeutet wurde. Hatte also jemand einen Haß auf ein Familienglied, so bräuhete er bloß den Familienwater zu denunzieren und er konnte die Rache im höchsten Maße genießen; nebenbei konnte er auch noch einen materiellen Gewinn machen, indem er die vom Fiskus konfiszierten und natürlich von diesem wieder dem Verurteilten unterstellten Besitz des Vernichteten spottbillig an sich brachte. Er konnte dann auf seinen Lorbeeren ausruhen . . . bis es ihm ein anderer guter Freund ebenso machte.

Im ganzen dürften weit über 100 000 Menschen diesem widerlichen Verfahren zum Opfer gefallen sein.

Und daß das Inquisitionsverfahren in Spanien auch heute noch nicht ausgestorben ist, zeigt die ganze Farce des Prozesses gegen Francesco Ferrer.

„Die Weltgeschichte wird zum Weltgericht“, heißt das

Wort, und dieses wird sich erfüllen an denen, die einen Mann zu Tode gebracht haben, der durch die von ihm erstrebte und teilweise auch durchgeführte Reform der Volksschulen in Spanien den Dank des ganzen Volkes errungen, aber auch den tödlichen Haß der Klerikalen zugezogen hatte. Er ist zum Märtyrer geworden für die große und ruhmvolle Aufgabe der Erlösung des spanischen Volkes von der erdrückenden Last des klerikalen Joches, unter dem Spanien senkt, und dieses geistige Erlöserwerk wird sich hoffentlich nur auch weiter in seinem Namen vollziehen. Francesco Ferrer ist tot, seine Persönlichkeit aber ist zur Idee geworden und Ideen sind nicht zu töten. Sie sind stärker als alle Zwangsmittel der Tyrannei. Der spanische König und seine Regierung haben sich mit Schmach beladen und sind der Verachtung der ganzen gesitteten Welt anheimgefallen!

Aus den Witzblättern. „Megendorfer Blätter“.

Wie's kommt. „Warum klettert denn da drüben der Hausmeister auf dem Dache herum?“ — „Da ist einem Luftschiffer a Straßhändl aus der Gondel g'fallen und g'rad auf die Ditz-ableiter Spitze.“

Wohhaft. Freund (eines Dichters, der beim Auteln dem Arm gedrohen hat): „Nun hat man dich wenigstens schon in Gips!“

Ergänzung. Menomist: „Ein richtiger Sportsmann hat Muskeln wie Stahl, Sehnen wie Leder, Augen wie ein Falke und — — — Bekannter: — — — ein Maul wie ein Scheunenior!“

Im Gebirge. Reisender (beim Abstürzen): „Das erste Mal, daß ich ohne Hausknecht fliege!“

Literatur.

Im Verlag von F. H. W. Dieck Nachf. in Stuttgart ist soeben erschienen: Die Frau und der Sozialismus. Von August Webel. 50. Auflage. Verbeßert, vermehrt und neu bearbeitet. Jubiläums-Ausgabe. Die Buchbede ist von Erich Schilling entworfen. XXXII und 519 Seiten. Preis broschiert 2,50 M., gebunden 3 M.

In der bürgerlichen Literatur sind Ausgaben von hundert und mehr Auflagen keine Seltenheit. Die sozialistische Literatur kennt eine so starke Nachfrage nach dem Buche bis heute nicht. Nur Webels Werk „Die Frau und der Sozialismus“ macht eine Ausnahme, es hat einschließlich der unter dem Sozialistengesetz erschienenen Auflagen einen Absatz von rund 117 000 Exemplaren erreicht, trotz oder richtiger infolge der beständigen Angriffe, die es seitens der Gegner der sozialdemokratischen Weltanschauung fand. Die Leidenschaftlichkeit und glühende Beredsamkeit Webels in dem Kampf für die Befreiung des Weibes aus tausendjähriger wirtschaftlicher und politischer Unterdrückung rüttelte auf und riß auch die geistig Trägern mit fort, sie warb dem Sozialismus neue Streiter und vor allem Streiterinnen. Darin ist die große Bedeutung und der Erfolg des Buches zu suchen, — findet sich doch „Webels Frau“ ebenso häufig auf dem Schreibtisch der Frauen des Bürgerstandes wie auf dem Arbeitstisch der Arbeiterfrauen. Die in neuem Gewande vorliegende Jubiläums-Ausgabe wird für viele eine willkommene Gabe für den Weihnachtstisch sein. — Eine geringe Preiserhöhung machte sich schon lange durch die Erweiterung des Textes notwendig, — jetzt war sie nicht mehr zu umgehen.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 9. Heft des 28. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Der Schnapsbohott. — Die Anhäufung des Reichthums in Amerika. Von S. C. Call. — Die Taktik der österreichischen Sozialdemokratie. Von Dr. Friedrich Adler. — Zur Jugendbewegung. Von Max Kette. — Zeitschriftenschau.

Vom „Wahren Jacob“ ist die 24. Nummer des 26. Jahrganges in einem Umfang von 20 Seiten erschienen.

Der Preis der Nummer ist 10 Pf. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag Paul Singer in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen.

Stromläufe der verschiedenen Flüsse, die eigentliche Quelle des Brahmaputra an einer Gletscherzunge. Auch die Quelle des Indus entgeht dem Schicksal des Entdecktwerdens durch den Forscher nicht. Er durchstreift ferner auf bisher unbefahrenen Pfaden zwei noch unbekannte Provinzen Tibets. Aber den großen Landesteil nördlich des obern Brahmaputra konnte er nicht nach Belieben durchstreifen.

Den Indern am Tsomali-See, welchen Hedün bei dieser Gelegenheit durchfuhr, imponierte Hedün durch diese kühne Tat. Denn nach dem Glorben der Indier bildet dieser See in der Mitte eine Kuppel, in welcher ein Baum wächst, auf diesem thront der Seegott. Sie vermuteten geheime Kräfte in dem Vermessenen, der das Wagnis glücklich durchführte. Unerforschten, unter allen erdenklichen Gefahren, überklettert Hedün Gebirge, durchschleicht die Täler, misst die Höhen und lotet in die Tiefen der Gewässer, zeichnet Karten und studiert Gesteinsproben. Aber er ist auch ein enthusiastischer Bewunderer der Natur; ebenso fesselnd wie von seinen Abenteuern weiß er vom Sonnenaufgang, von geistlich aufsteigenden Dämpfen, die goldene Wolkenkränze um die Höhen bilden, von scharfen Schatten auf blaugrünen Gletscherfeldern, und glühenden Firnen zu erzählen. Er spricht von dem heiligen Berge Kailas, wo der mächtige Gott Siwa wohnt. Wer diesen Berg dreizehnmal zu Fuß umwandert oder den ganzen Weg in sehr unständlicher Weise mit seinem Körper abmisst, ist aller Sünden ledig. Der praktische Nordländer umkreist den Berg auch, aber zu Pferd. Man nimmt ihm aber daraufhin jede Hoffnung, daß dieser „Auftritt“ irgendwie ihm angerechnet würde. Und er erzählt von einem Felsen, an dem die Wallfahrer auf Befehl des Gottes, von ihren beweglichen Schätzen und körperlichen Gütern zu opfern, Butterkekse anbringen, in die sie eine Kugel ihres Saares stecken. Aber der Wind trägt diese Opfergaben zum Teil weit hinweg. Aus demselben Grunde opfert der Pilger seine sämtlichen etwa nicht mehr feststehenden Güter. Eine Felsöhle, in die nur der unbeachtet hinein- und wieder hinauskrichen kann, der ohne Falsch ist, wollte Hedüns Diener erkunden. Er blieb in der Gasse stehen und mußte mit einem Strick an den Felsen wieder herausgezogen werden. In der Hauptstadt des westlichen Tibet lernte Hedün zwei Gouverneure kennen, die zusammen den gleichen Posten bekleiden, einer muß den andern kontrollieren.

Bei all diesen Erfolgen und heitern Intermezzis vergaß Hedün das Versprechen nicht, das er sich selbst gegeben hatte: Den „weißen Fleck“ auf der Karte möglichst radikal zu tilgen. Er gestand treuherzig, daß er diesen Ruhm keinem andern gönnen und die Lorbeeren allein ernten wollte und deshalb den Plan gefaßt hatte, den Tibetern nochmals von Norden zu kommen. Um diese zu täuschen, mußte er eine Strecke, die er in einem Monat hätte zurücklegen können, auf Umwegen in sechs Monaten durchwandern, und der strenge Winter stand vor der Tür. Um alle Spuren zu verwischen, verabschiedete er seine alten Diener und rüstete eine neue Karawane aus. Am 4. Dezember 1907 brach er mit zwölf Mann auf, immer darauf bedacht, die Tibeter nicht durch das Bekanntwerden seiner Absichten zu verstimmen.

Damit beginnt der zweite Teil der Expedition. Eben Hedün hat sich eine geographische Moral zurechtgelegt, nach welcher ihm alle Kniffe erlaubt sind, die ihm zur Tilgung des bewußten weißen Fleckes verhelfen. Selbst seinen Dienern verschweigt er seinen Plan und gibt vor, nach Peking zu reisen. Als Reisende aus Sadak verkleidet, sieht er dem Europäer Hedün wenig ähnlich. Kurz vor dem Karakorumpasse bog er ostwärts nach unbekanntem Gebiet ab. Seine Diener glaubten, er habe sich geirrt oder sei verrückt geworden, aber keiner ließ ihn im Stiche. Sie folgten ihm auf dem beschwerlichen Teil der Reise im Winter 1907/08 bei schneidendem Wind und einer Temperatur bis zu 39,8 Grad Kälte. Die mitgenommenen Schafe starben fast alle; die zähen, kühnen Menschen aber drangen durch in ein vollständig fremdes Gebiet. Nach vierundzwanzig Tagen Einsamkeit und unsagbaren Strapazen langten sie in Schimantso an. Wieder mußte Hedün seine Verkleidung wechseln. Er dekorierte sich mit einem

Schafspelz, den er mit einem Gürtel befestigte, zog weiche Filzstiefel an, setzte eine große schwarze Mütze aus Schafspelz auf und verschmierte das Gesicht mit schwarzer Salbe. „Wenn ich mich auch nicht ganz so schmutzig aussehend machen konnte, wie meine Diener,“ meinte er fröhlich, „so sah ich doch ziemlich echt aus“. Namen Nomaden in Sicht, so spielte der Forscher den Diener und trieb die Schafe, die, wie er sagte, sich unter seiner Fuchtel allerlei Freiheiten erlaubten, und der Karawanenchef Abdul Kerin gab vom hohen Ross herab Auskunft und unterhandelte mit den Tibetern. Waren diese außer Sehweite, dann gab der Schaffirte sein Intonito auf und tauschte die Rolle wieder mit Abdul Kerin. Ueber den Königlichen Berg Schafangscham, dessen mächtiges Schneehaupt sich weit über die andern Riesengipfel dieses Höhenzuges erhebt, ging abwärts nach Döngba, der teilweise von Europäern nicht betretenen Provinz. Und es gelang Eben Hedün, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen, auf unerforschten Strecken Vermessungen vorzunehmen. Immer trat er mit zitielter Gelassenheit auf. Aber bei aller Geistesgegenwart gelang es ihm doch nicht, die mißtrauischen Tibeter dauernd zu täuschen. Endlich, als er eben den Transhimalaja zum sechstenmal durchquerte, erwiderten sie ihn. Sie sahen Posto nahe bei seinen Zelten, und als Hedün merkte, daß die ausweichenden Antworten seines Führers Kerin die Situation nicht zu retten vermochten, schlug er das umgekehrte Verfahren ein: er gestand in aller Gemütsruhe, daß er „Hedün Sahib“ sei. Köstlich ist seine Schilderung der harmlos naiven Art seiner Vertuschung vor dem Gouverneur, der ihn fragte, was er denn immer wieder in Tibet wolle. Er antwortete, er habe Tibet und seine Bewohner so lieb, daß er ohne sie nicht leben könne. Man erwiderte ihm, er solle seinem Heimatlande diese Liebe schenken und dort Forschungsreisen unternehmen, und befahl ihm, auf dem gleichen Wege, wie er gekommen sei, den Rückzug anzutreten. „Zhr könnt mich totschlagen“, sagte Hedün, „aber umkehren darf ich nicht, denn ein Gesetz meines Landes verbietet es mir, in meinen eigenen Fußstapfen zu wandeln“.

Von zehn Soldaten eskortiert, mußte er nach Norden nochmals über den Transhimalaja, wieder vorbei an türkisblauen Salzseen, wilden, schwarzen Felszaden und farbenprächtigen Landschaftsbildern. Im Juni 1908 kam die Expedition wieder in Simla an. Die neue Karte von Tibet unterscheidet sich wesentlich von den früheren, die im Jahre seiner Abreise herauskam. Eben Hedün sagte, daß auf den alten Karten einzig die Bezeichnung „unentdeckt“ zutreffend gewesen sei. Besonders auch die geographischen Verhältnisse innerhalb der Provinz Döngba zeigen nach Eben Hedüns Entdeckungen ein verändertes Bild.

Erster Winterglanz.

Nun war ein Tag und eine Nacht fast ununterbrochen Schnee gefallen, ein guter, kleinstückiger, haltbarer Schnee, und in der letzten Nacht war er glashart festgefroren. Und es kam ein Tag, den die Stadtleute keinem Maler glauben würden, viel jubelnder, blauer und blendender als der lachendste Hochsommerstag. Der Himmel stand rein und blau bis in unendliche Fernen offen, die Wälder schliefen unter dickem Schnee, die Berge blendeten wie Blitze oder leuchteten rötlich oder hatten lange, märchenblaue Schatten an und zwischen allem lag glasgrün der noch nicht gefrorene Bodensee, spiegelhell in der Nähe und in der Ferne dunkelblau und schwarz, von glänzenden schneeweißen Landzungen rings umfaßt, auf welchen nichts Dunkles war, als die frierenden Reihen kahler, nackter Pappelstämme. Und durch die Luft und durch den unendlichen Himmel schwärmte prahlend und schwelgend das ungeheure Licht, von jedem Hügel und jeder Matte und jedem Stein im Schneeglantz zurückgeworfen und verdoppelt. Es flimmerte in ungeborenen Wogen über weiße Flächen hin, glühte am Wald und an fernem Bergen in goldenen Rändern auf, zuckte in haarfeinen Blitzen diamant- und regenbogenfarbig durch die Lüfte, ruhte satt und süß auf gelbem Schilf und in den grünen jenseitigen Seebuchten aus und machte sogar alle Schatten mild, bläulich weich und weislos, als müßte heute an diesem Tag

des Glanzes jeder letzte widerstrebende Flecken mit Seligkeit durchdrungen und gesättigt werden. In solchen Tagen ist es unmöglich, an ein Nichtwerden zu glauben, und wenn am Ende doch die Dämmerung sinkt, ist es ein Märchen und Wunderwerk, wie all der gleichend kühne Glanz sich langsam hingibt, müde wird und eine Hülle sucht, obwohl nach diesen Tagen auch die Nächte selbst, wenn kein Mond scheint, niemals dunkel werden. Und auch darum sind solche Schneetage so lang, weil der reine Winterhimmel und die Unbändigkeit des Lichts uns klein und froh zu Kindern macht, so daß wir noch einmal die Erde im Glanze der Schöpfung sehen, und noch einmal ohne Bewußtsein der Zeit wie Kinder hinleben von jeder Stunde überrascht und keines Aufhörens gewärtig.

So ging es mir, als ich gegen das Ende dieses Tages, von einer weiten Wanderung zurückkehrend, bei Verlassen des schon finstern Waldes mein Dorf im roten Abenddusse daliegen sah. Ich hätte schneidend kalte freie Höhen bejucht, von denen ich hügelzige, Wälder, Ackerland, See und ferne blaue Berggipfel betrachtete, und war durch todesstille, bläuliche Winterwälder gestreift, wo außer dem ängstlichen Seufzen überladener Stämme kein Laut zu hören war. Ich hatte im Bergwald den roten, vorfichtigen und doch dreisten Fuchs und am schilfigen Ried die dunkeln Wildenten belauscht, war über eine Stunde lang einem Schwarzspecht nachgelaufen und hatte an einer tiefverstehten Hügellehne die kleine Leiche einer erstorbenen Goldammer gefunden. An einer bevorzugten Stelle hatte ich, zwischen roten Föhrenstämmen hindurch, den wie ein Zobel gleizenden breiten Gipfel des Glarnisch gesehen, war auf dem doppelten Lodenboden meiner Winterhose manchen prägen Hang hinabgeschlitt und den ganzen Tag, mit Ausnahme eines Forsthüters, keinem Menschen begegnet. Aber allein war ich nicht gewesen. P. Gess.

Die spanische Inquisition und Francesco Ferrer.

(Schluß.)

Freilich gelang es der Inquisition nicht immer, den „Delinquenten“ auf sein eigenes „freiwilliges“ Bekenntnis hin zu verbrennen. In solchen Fällen von „Bartnädigkeit“ nahm man seine Zuflucht zur Folter! Zu seiner „Gewissensberuhigung“ — etwas scheinheiligeres gibt es nicht! — erklärte der Inquisitor vor der peinlichen Befragung: „Wir befehlen, daß die peinliche Befragung ausgeführt werden soll auf die Art und für die Zeitdauer, welche Uns (!) angemessen erscheinen wird, und Wir haben erklärt und erklären, daß jeder etwa eintretende Leibesbeschaden oder gar der Tod ausschließlich (!) der Verstorbenheit (!) des Beklagten zur Last fällt.“ (!)

Man sieht, die Herren, die sich nach „Gottesgnadenart“ mit großem Anfangsbuchstaben schrieben, haben es mit ihrer „Gewissensberuhigung“ verteuert ernst genommen! Zwei Mönche holten den armen Dulder aus seiner Zelle an den Ort des Schreckens. Er überschreitet die Schwelle des Kellers . . . sein Fuß gleitet auf dem noch von seinem Vorgänger in der Menschenschinderei blutigen Boden aus . . . ängstlich wirft er einen Blick um sich und sieht im Fackelqualm durch Kapuzen verummte Gesichter. Die Männer schreiten, dumpf ist die Luft. Der Unglückliche erblickt ein seltsames Ding: eine Art Leiter mit einem gekreuzten Holzstod. Ein und wieder ist das Schreckensinstrument blutig rot. Auf der Erde liegen Stricke, auch sie sind rot und feucht. Neben den Stricken steht eine Schale mit Wasser, über der ein nasses Tuch liegt.

Ein Mönch mit zurückgeschlagener Kapuze redet ruhig und sanft dem Sünder zu und beschickt mit leiser Stimme den Masfen.

Es ist der Inquisitor, der allmächtige Kerker der „heiligen“ Inquisition, Ankläger, Richter, Folterknecht, Henker in einer Person.

Zwei Folterknechte packen den Dulder, heben ihn empor und werfen ihn über das Gerüst, daß sein Kopf zum Boden herabhängt und sein Kreuz auf dem Querlatz aufsteht.

Sierauf werden die Stricke um die Hand- und Fußgelenke geschlungen. Infolge dieser sinnreichen Einrichtung liegt der Gefangene kreuzweise derart auf der Leiter, daß sein ganzes Körpergewicht auf einem Rückenwirbel ruht und er natürlich infolge der Fesselung zu jeder Veränderung unfähig ist.

Nun heißt ihn der Aktuar seine Seele der Jungfrau Maria empfehlen (!), denn er ist ja infolge seiner Verstorbenheit (!) selbst schuld, wenn die Sache schief gehen sollte. Ist dies geschehen, so zieht der Henker durch Umkehren des Knebels den Strick fester, während ein anderer dieser frommen Leute dem mit dem Kopf rückwärts gezwängten Unglücklichen das nasse Tuch über den, durch die verzerzte Lage natürlich gewaltsam geöffneten Mund legt, durch das ihm sodann langsam, wie durch einen Trichter, das Wasser der Schüssel eingegossen wird. Sierdurch wird das Opfer an jedem Schreien, Jammern, oder auch nur Lautgeben gehindert — wahrscheinlich auch nur zur „Gewissensberuhigung“.

Wird nun der Knebel, worin die Stricke befestigt sind, weiter angezogen, so schneiden diese ins Fleisch, die Brust schwillt und möchte Luft schnappen . . . bei jedem Versuch zu atmen aber dringt das Tuch durch Einfaugen tiefer in die Mund- und Nasenhöhle ein und hemmt jeden Odem . . . die Augen unterlaufen mit Blut . . . Blut dringt aus Nase und Ohren.

Von Minute zu Minute neigt sich der oberste Knecht, dieser Satan in Menschengestalt, über das leichenblaue Opfer, dem die Augen aus den Höhlen stehen und flüstert ihm zu, zum Geständnis ermahnend!

Da das Opfer nichts weiß, kann es auch nichts gestehen, es „leugnet“ also.

Wieder rieselt das Wasser auf das Tuch; die Henker fahren fort und die Seile schneiden tief ins Fleisch . . . jede Faser an gequälten Körper zukt. Der Körper gibt nach, streckt sich . . .

Die Henker aber wissen, aus vieler Übung, wie weit sie gehen dürfen, ohne daß der Gemarterte stirbt. Sobald auf dem blassen Gesichte der meist Bewußtlosen Todesweiß ausbricht, die Nerven unter den angezogenen Stricken nicht mehr zuden, sobald die Atmungsbestrebungen aufhören, das Auge bricht, und der letzte Kampf des Lebens mit dem Tode eintritt, dann winkt der Mönch. Die Folter hat ihr Werk getan!

Man spannt die Stricke los, entfernt das blutige Tuch, packt den geschundenen, lohnen Zammernmenschen auf die Schulter und schleppt ihn weg. Ob jemand tot oder lebendig aus dem Folterkeller kam, das machte geringen Unterschied. Starb der Gepeinigte unter den Mißhandlungen, so schleifte man seinen Leichnam einfach auf die Richtstätte, um ihn dort zu verscharren und setzte gegen den Toten (!) den Prozeß fort, um sein Vermögen konfiszieren zu können. Eine einfache Sache; es war in der Tat ja auch einerlei, ob der Angeschuldigte bei diesem Verfahren lebte oder nicht; wehren konnte er sich ja doch nicht.

Überlebte er jedoch diese erste Peinigung, so kam er in die Zelle zurück, um, wenn er sich wieder etwas erholt, aufs neue gefoltert zu werden, bis er „gestand“, was man von ihm wollte. Denn gestanden mußte werden, gestanden um jeden Preis, damit es im Urteil lauten konnte: „Auf seine freiwillige (!) Aussage hin verurteilt!“

Damit war das Gewissen des „Richters“ beschwichtigt. Nach der Erlangung eines Geständnisses hatte dieser ja den Schein des Rechtes für sich und konnte in aller Behaglichkeit verurteilen und verbrennen.

Es wurden aber auch noch andere Torturen angewandt: Man ließ die Gefangenen absolut zu keiner Ruhe kommen; unaufhörlich hörte er von allen Seiten das: Bekenne! Die Zelle war so eng, daß er nur stehen konnte, während die Wände mit eisernen Nägeln gespickt waren, so daß ein Anlehnen unmöglich war.

Oder: Man ließ den Gefangenen hungern; nach einbis mehrtägiger Fastenzeit erhielt er gewürzte Speisen, die der arme Teufel in Bier herabschlank. Der sich hierauf einstellende entsetzliche Durst, zu dessen Stillung sie keinen Tropfen Wasser erhielten, so lange sie nicht gestanden, trieb die Armen Opfer zum Wahnsinn, in welchem Zustand sie dann alles bekamten, was man wollte, oder